

Suhrkamp Verlag

Leseprobe

Hermann Broch

Die Erzählung der
Magd Zerline

Bibliothek Suhrkamp

Broch, Hermann
Die Erzählung der Magd Zerline

© Suhrkamp Verlag
Bibliothek Suhrkamp 204
978-3-518-24026-7

SV

Band 204 der Bibliothek Suhrkamp

»Die Erzählung der Magd Zerline« gehört in den größeren Zusammenhang der »Schuldlosen«, an denen Hermann Broch – unter Einschluss älteren Materials – 1948/49 gearbeitet hat. Sie kann für sich selbst stehen und steht für sich selbst als denkwürdiges Beispiel einer Liebesgeschichte, erzählt von der, die da Jahrzehnte zuvor so leidenschaftlich geliebt hat. Sie ist ein Stück ins Moderne umfunktionierter Don-Juan-Mythos.

Hermann Broch
Die Erzählung der Magd Zerline

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2016
Suhrkamp Verlag Berlin
© 1950 by Rhein-Verlag AG, Zürich
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlag: Willy Fleckhaus
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-24026-7

Die Erzählung der Magd Zerline

Die Kirchenglocken der Stadt hatten soeben in unordentlichem Durcheinanderhellen – bloß die barockal glockenspielartigen Klänge, welche die Schloßkirche droben auf der sanftgehügelten Stadthöhe ausschickte, hoben sich klarliniger heraus – die zweite Stunde angezeigt. Der sommerliche Sonntag wandte sich seinem Abstieg zu, langweiliger und wohl auch langsamer als jeder Wochentag, und A., auf dem Kanapee seines Wohnzimmers liegend, nahm es zur Kenntnis: die Langeweile des Sonntags ist eine atmosphärische; der Stillstand der Massenbetriebsamkeit hat sich der Luft mitgeteilt, und wer davon nicht ergriffen werden will, müßte den Sonntag mit doppelter und verdreifachter Arbeit ausfüllen. Wochentags hört man, selbst bei völliger Untätigkeit, keine Kirchenglocken.

Arbeit? A. dachte an die Kanzlei, die er sich im Geschäftsviertel der Stadt eingerichtet hatte; manchmal entfaltete er dort eine geradezu hurtige Betriebsamkeit, öfters jedoch brachte er die Tage einfach in Untätigkeit dahin, freilich ohne daß seine Gedanken abließen, ums Geld und um Geldmöglichkeiten zu kreisen. Das ärgerte ihn. Der in ihm sitzende Spürsinn fürs Geldmachen hatte etwas Unheimliches an sich. Gewiß, er aß gern, er trank gern, und er liebte ein einigermaßen komfortables Leben. Aber er liebte nicht das Geld als solches; im Gegenteil, das Wegschenken war ihm eine Freude. Warum also diese unheimliche Leichtigkeit, mit der er, weit über seine Bedürfnisse hinaus, das Geld an sich heranzog? Das Problem der richtigen, soliden Geldanlage war für ihn stets schwieriger gewesen als das des Geldverdienens. Jetzt kaufte er Grundstücke und Häuser auf; mit entwerteter Mark bezahlt, kosteten sie ihn so viel wie nichts. Und doch hatte er keine

Freude dran; es war wie lästige Pflichterfüllung.

Der Morgensonne wegen waren die Jalousien herabgelassen, und er war, trotz des Nachmittagsschattens, zu träge gewesen, sie wieder aufzuziehen. Freilich schadete das nichts; abgedämmert mochte der Raum kühler bleiben, und abends sollten die Fenster geöffnet werden. Immer wieder kehrte sich die Faulheit ihm zum Guten aus. Dabei war er nicht einmal richtig träge; er war bloß entscheidungs-schüchtern. Er vermochte dem Schicksal nichts abzutrotzen, nein, das Schicksal sollte für ihn entscheiden, und er unterwarf sich, freilich nicht ohne eine gewisse Wachsamkeit, ja Listigkeit, die um so notwendiger war, als diese Entscheidungsinstanz sich ein merkwürdiges System zu seiner Lenkung zurechtgelegt hatte: sie setzte ihm Gefahren auf den Hals, die er zu fliehen hatte, und die Flucht trug dann Geld ein. Seine rasende Angst vor dem Abitur, seine Angst vor den ertappenden

Prüfern, denen das Schicksal das Furchteinflößende in die Hände gelegt hat, da sie um die letzten Geheimnisse des Prüflings wissen und ihn daher, als hätte er nie etwas gelernt, selber wissens-entleert machen, diese rasende Prüfungsangst hatte ihn vor fünfzehn Jahren zur Flucht nach Afrika getrieben; ohne einen Cent – der über das Gehaben des Sohnes erzürnte Vater hatte die Überfahrt und nichts darüber hinaus bezahlt – war er an der Kongoküste gelandet, entscheidungs-schüchtern und geldlos, dennoch glücklich, weil es im Unvorhergesehenen keinen Prüfer gibt, wohl aber Schicksalsgläubigkeit: schicksalsgläubig war er damals geworden; es geschah in der Form eines wachsamem Dahindämmerns, und ebendarum, vielleicht infolge der Wachsamkeit, vielleicht infolge des Dahindämmerns, hatte es ihm fortab nie mehr an Geld gefehlt. Ob als Gärtnerbursche, als Kellner oder Clerk, er füllte solche Anstellungen, von denen er anfangs eine ganze

Reihe innehatte, bloß so lange zufriedenstellend aus, als ihn niemand nach seiner Eignung und seinen Vorkenntnissen fragte; wurde er gefragt, so verließ er sofort den Posten, freilich jedesmal mit einer etwas größeren Summe in der Tasche, weil es jedesmal, wie das in den Kolonien eben ist, Gelegenheit zu vielerlei Nebengeschäften gegeben hat, und bald wurden die Nebengeschäfte zum Hauptgeschäft. Es verschlug ihn nach Kapstadt, es verschlug ihn nach Kimberley, es verschlug ihn in ein Diamantensyndikat, dessen Teilhaber er wurde, und immer war es sein Schicksal, das ihn dahin und dorthin verschlug, sein Ausweichen vor Unannehmlichkeiten, sein Ausweichen vor der Rede und Antwort, die er anderswo hätte stehen müssen; er konnte sich nicht erinnern, je wirklich mit seinem Willen eingegriffen zu haben, vielmehr war es stets die an Trägheit gemahnende Entscheidungslosigkeit gewesen, jene betriebsame Trägheit, die seine Schicksalsgläubigkeit

war und mit der er es geschafft hatte. »Träge Lebensverdauung, träge Schicksalsverdauung«, sagte etwas in ihm und brachte ihn wohlzufrieden ins Heute zurück: mochte der Sonntag verrinnen und versickern, mochten die Jalousien geschlossen bleiben, es wird zum Guten ausschlagen.

Da wurde – vielleicht nach einem schüchternen Anklopfen – die Tür zu einem Spalt geöffnet, und vogelgleich vorgestreckt erschien in diesem der Altweiberkopf der Dienstmagd Zerline: »Schlafen Sie?«

»Nein, nein . . . kommen Sie nur.«

»Sie schläft.«

»Wer?« Das war eine dumme Gegenfrage. Natürlich konnte bloß die alte Baronin gemeint sein.

Über die Runzeln huschte es verschmitzt, gleichsam wie eine Verächtlichkeitsbrise: »Die drin . . . fest schläft sie.« Und unmittelbar anschließend, einerseits als Beweis für die Ungestörtheit des Nachmittags, andererseits als sein erster Programmpunkt:

»Die Hildegard ist ausgegangen . . . der Bastard.«

»Was?«

Sie war nun vollends ins Zimmer getreten, hielt sich in respektvoller Entfernung, aber der gichtischen Kniee wegen stützte sie sich mit der einen Hand am Kommodenrand auf: »Sie hat sie sich von einem andern machen lassen«, enthüllte sie, »die Hildegard ist ein Bastard.«

So gerne er mehr darüber gehört hätte, er durfte darauf nicht eingehen: »Hören Sie, Zerline, ich bin ein Mieter hier, und solche Dinge sind nicht meine Angelegenheit . . . ich kann da nicht einmal zuhören.«

Sie schaute kopfschüttelnd auf ihn herab: »Sie denken doch daran . . . woran denken Sie?«

Ihr prüfender Blick ärgerte und beunruhigte ihn. War seine Hose nicht richtig geschlossen? Er fühlte sich unangenehm ertappt, und am liebsten hätte er ihr gesagt, daß er an seine Geldgeschäfte gedacht hatte.

Doch was fiel ihr ein, daß er ihr Rede und Antwort zu stehen hätte? Er schwieg.

Sie spürte seine Betretenheit und gab nicht nach: »Es wird schon noch Ihre Angelegenheit, wenn sie zu Ihnen ins Bett kommen wird.«

»Sagen Sie, Zerline, was fällt Ihnen eigentlich ein?«

Unbeirrt fuhr sie fort: »Immer läuft sie davon, und wenn sie einen richtigen Geliebten hätt, mit dem sie schläft, wär's schon in Ordnung; dann wär sie eben eine richtige Frau . . . aber sie ist eine Verkappte, wie kaum eine zweite . . . sie spielt die richtige Frau, eine, die im geheimen zum Geliebten läuft und das, weil sie's nicht besser kann, unter ungeschickten Lügen versteckt . . . also spielt sie auch die Ungeschicklichkeit und nimmt das Gebetbuch zum scheinbaren Kirchenbesuch mit, gerade weil jedermann die wirklichen Gottesdienststunden kennt und jedermann die Durchsichtigkeit durchschauen muß, durchschauen soll . . . Schein-

lügen führt sie im Mund und dabei Doppel-
lügen, hinter denen ganz Scheußliches steckt
. . . was sie mit dem Gebetbuch in dem Bett,
zu dem sie hinläuft, aufführen mag, das
will ich gar nicht wissen, und trotzdem
werde ich's noch herauskriegen . . . alles
krieg ich heraus.«

Sie wartete einen Augenblick, und als A.,
der wie zum Zeichen der Abwehr die Au-
gen geschlossen hatte, nichts erwiderte, kam
sie, mit der einen Hand am Kommoden-
rand weitergleitend, die andere ein wenig
steif hängen lassend, ein paar Schritte nä-
her: »Alles krieg ich heraus, und ich hab
auch herausgekriegt wie die Al . . ., wie die
Frau Baronin sich damals das Kind hat ma-
chen lassen . . . und sehr rasch sogar hab ich's
herausgekriegt. Ganz so jung, ganz so
dumm war ich ja damals nicht mehr, ob-
wohl's lang genug her ist, über dreißig
Jahre. Damals, ja damals war ich noch bei
der Frau Generalin . . . das war der Frau
Baronin ihre gottselige Mutter. Dort war's

ein feines Haus. Ich war Erste Zofe, und die Zweite war sozusagen mein Adjutant, und dann haben wir noch eine Köchin und ein Küchenmädchen gehabt. Und solange der Exzellenzherr, der Herr General noch gelebt hat, war für die gröbere Arbeit im Haus sein Bursche da, und überdies hat der beim Servieren mitgeholfen. Doch um jene Zeit war der Exzellenzherr schon gestorben, und eines schönen Tags, es war im Februar, und ich entsinn mich, als wär's gestern gewesen, wie der feuchte Schnee an den Fensterscheiben geklebt hat, da klingelt mir die Exzellenzfrau, und wie ich hinaufkomm sagt sie ›Zerlin‹, hat sie gesagt, ›Zerlin, du weißt, wir müssen hier das Haus einschränken, indes ich will dich nicht ganz verlieren‹, . . . ja, ja, so hat sie das ausgedrückt . . . ›möchtest du nicht zu meiner Tochter gehen? die erwartet ein Kind, und mir wäre es lieber, du wärest im Hause bei meinem Enkel als ein fremdes Kindermädchen.‹ Ja, so hat sie zu mir gesprochen, und

ich bin folgsam gegangen. Wenn auch schweren Herzens. Ich war ja nicht mehr die Jüngste, und da hätte ich weiß Gott lieber meine eigenen Kinder bekommen und betreut. Aber wenn ein Mädels in den Dienst geht, muß sie sich solche Gedanken aus dem Kopf schlagen; für das Mädels, das in Dienst gegangen ist, heißt's verzichten, und ein Kind ist ihr ein Unglücksfall, vor dem sie sich zu fürchten hat. Schad war's um mich; für ein Dutzend Kinder wär ich gut gewesen. Wie ich bei der Exzellenzfrau eingetreten bin, blutjung war ich . . .« – sie vollführte mit dem Arm eine kecke Bewegung, die wohl einen Juchzer andeuten sollte, hier jedoch beinahe goyahaft wirkte –, » . . . da hätten Sie mich sehen müssen; alles war prall an mir, und die Brüste sind gestanden, daß jeder danach greifen wollte. Sogar der Herr Baron, der damals noch nicht Gerichtspräsident, sondern erst Amtsgerichtsrat war, hat sich nicht zurückhalten können. Sie meinen, daß er's nicht hätte

tun dürfen, weil er ein junger Ehemann war und für so einen sich's nicht schickt? I wo, das war's nicht. Aber er hat zu denen gehört, die weit über der Lust stehen, und die um ihrer Seele willen überhaupt kein Weib begehren dürften. Wahrscheinlich hat er die« – der Daumen wies rückwärts zur Tür hin – »auch niemals begehrt. Na, sie war auch nicht danach, ihm viel Spaß zu geben. Ich, ja, ich hätt ihm den Spaß geben können und hab's trotzdem nicht gewollt, obschon er ein schöner Mann war; es hätt ihm in der Seele geschadet. Statt dessen hab ich mit den Burschen vom Exzellenzherrn poussiert, und, hab ich auch fast immer meine Freud dran gehabt, es war auch das nicht gut. Schier niemals richtig im Bett, alleweil nur so mit den Kleidern und husch-rasch im dunkeln Zimmer, im Salon, wenn die Herrschaft im Theater war. Für ein Mädchen, das zum Dienst in die Stadt kommt, ist das so. Die Burschen haben ihre Mäd'el zu Hause im Dorf, und ihnen ver-

schlägt's nicht, daß sie vielleicht mit mir bessern Spaß gehabt haben, und daß ich vielleicht schöner war als die dort; es hat der, der wartet, das bessere Recht. So war's. Die Jahre der Jugendblüte« – offenbar war das ein Zitat – »sie gingen dahin. Mehr als zwölf Jahre war ich bei der Exzellenzfrau, und dann ist die« – wieder wies der Damen nach hinten – »und nicht ich schwanger geworden. Dabei war ich immer noch weit-aus stattlicher als sie. Sie hat gewonnen. Und ich hab den Posten bei ihr und ihrem Bankert angenommen.«

Sie machte eine Pause, um sich richtig aus-zuseufzen. Und ohne ihren Zuhörer, der sich aufgesetzt hatte, viel zu beachten, sprach sie weiter:

»Wie dann das Kind, die Hildegard, auf der Welt war, da war der Herr Baron bereits an die Fünfzig und war gerade Gerichtspräsident geworden. Vielleicht war's ihm nicht recht, daß ich ins Haus gekommen bin, denn er mag's so wenig wie ich

vergessen haben, daß er mich einstens an den Brüsten gepackt hat; solche Dinge haben keine Zeit, die bleiben. Jetzt freilich, mocht ich mich noch so gut tragen und noch so stattlich anzusehen sein, er hat keinen Blick mehr für mich gehabt. Er war zu dem geworden, wozu er bestimmt gewesen war, einer, der kein Weib mehr begehrt. Und selbst wenn er's nicht mehr gekonnt hätte, es gibt viele, welche nicht können und darum erst recht wollen. Das sind die Häßlichsten. Bei ihm aber ist das Nicht-Können aus dem Nicht-Wollen hervorgegangen, und deswegen ist er immer schöner geworden. Wär die Hildegard von ihm, sie wär eine schöne Frau.«

Nun mußte A. widersprechen: »Sie ist eine schöne Frau, und als ich das Bild des Präsidenten drinnen im Eßzimmer zum ersten Male sah, ist mir ihre Ähnlichkeit mit ihm sofort aufgefallen.«

Zerline kicherte: »Ich, nur ich hab sie ihm ähnlich gemacht. Ich hab das Kind immer